Der Schatz im Ameisenhaufen. Im Deister Holze (Hannover) wurden von Arbeitern in einem Ameisenhaufen versteckt 150 000 Mk. in Wertpapieren gefunden. Daneben lag ein Sack voll Silberzeug und Stahlwaren. Der Fund rührt aller Wahrscheinlichkeit von Diebstählen her, mit denen ein vor kurzem in der Umgegend festgenommener Höhlenbewohner im Zusammenhang steht.

Schreckensszenen auf einem Vergnügungsdampfer. Am Pfingstmontag stieß der von Konstanz kommende Dampfer „Arenenberg", als er vor dem Landungsplatz in Meersburg einem von Schaffhausen kommenden Schiff ausweichen wollte, gegen den Brückenpfeiler der Rheinbrücke. Der Radkasten wurde stark eingedrückt. Sämtliche Passagiere, etwa zweihundertdreißig, wurden mit Mühe gerettet. Infolge der ausgebrochenen Verwirrung erlitten bei den Rettungsarbeiten mehrere Frauen und Kinder leichte Verletzungen.

Das Testament Johann Orths ist jetzt eröffnet worden. Der Nachlaß dürfte drei und eine halbe Million Kronen betragen und wird zu gleichen Teilen unter die Verwandten des Verstorbenen ausgeteilt.

Unhöfliche Gastgeber. Nach einem Fußballwettspiel zwischen dem Franzstädter Turnerbund und dem englischen Fußballklub Blackburn Rovers, der einen leichten Sieg errang, kam es in Budapest zu groben Ausschreitungen gegen die Engländer, deren Wagen auf der Rückfahrt vor ihr Hotel mit Steinen beworfen wurde. Mehrere Insassen des Wagens wurden leicht verletzt. Die Polizei bereitete den feindlichen Kundgebungen ein rasches Ende.

Der Kronprinz von Siam in Lebensgefahr. Nach einer Meldung der Londoner „Morning Post" befand sich an Bord des bei Dunglaß gestrandeten Dampfers „Miasan" der siamesische Kronprinz und dessen jüngerer Bruder. Beide Prinzen sind, wie auch die gesamte Besatzung und alle Passagiere, gerettet, dagegen ist die wertvolle Ladung des Schiffes, deren Wert zwei Millionen Mark betrug, vollständig vernichtet. Inzwischen ist der Kronprinz von Siam zum Besuch des Zarenhofes in Petersburg eingetroffen.

Ein königliches Geschenk. Der König von Italien schenkte aus Anlaß der Enthüllung des Nationaldenkmals Viktor Emanuels zwei Millionen Mark einem Kinderasyl.

Luftschiffahrt.

— Zwei Fischer von Waddenserdeich an der oldenburgischen Weserküste retteten mit einem Motorboot drei nur noch mit dem Hemd bekleidete Luftschiffer aus dem Watt der Weser. Die Herren waren am Abend vorher mit dem Ballon „Leipzig" zusammen mit noch zehn anderen Freiballons in Berlin aufgestiegen und um zwei Uhr nachts auf der Weser, 4000 Meter vom Ufer entfernt, auf der Höhe des Forts Langlütjensand gelandet, in der Meinung, festen Boden unter sich zu haben. Da nur zwei von ihnen des Schwimmens kundig waren und sich so zu retten suchten, nämlich der Führer des Ballons Adolf Gäpler und Julius Hauber, beide Kaufleute aus Leipzig, mußte der Dritte, der Kandidat des höheren Schulamts, Friedrich Noske aus Leipzig, im Wasser stehend auf Rettung warten. Die eintretende Flut stieg bei der herrschenden Dunkelheit in den Kleidern, in immer tieferes Wasser zu gelangen, bis die Rettung erfolgte, waren die Verunglückten schon drei Stunden im Wasser. Gäpler und Hauber befinden sich wohl und konnten mit einem Boote die zurückgelassenen Wertgegenstände und Apparate holen, während Noske, der schon viel Wasser geschluckt hatte, längere Zeit ärztlich behandelt werden mußte, ehe er sich erholen konnte. Nachdem die verunglückten Luftschiffer zunächst von den Waddenser Einwohnern, so gut es ging, gekleidet waren, fuhren sie nach Bremerhaven. Die Ballonhülle wurde durch einen größeren Dampfer geborgen.

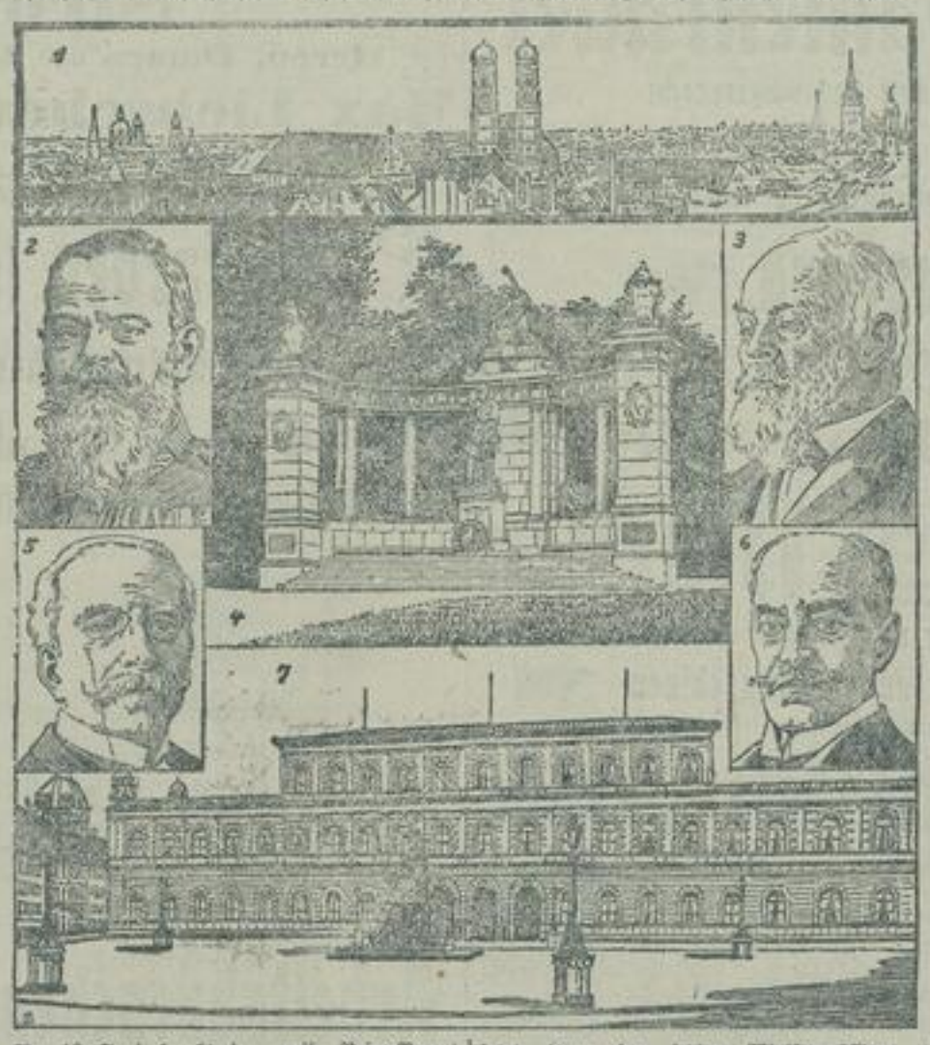
— Auf der Berliner Flugwoche zu Adlershof-Johannistal stellten Hirth mit 1600 Meter einen Weltrekord im Höhenflug mit Passagier und Schendel mit 2010 Meter einen deutschen Höhenrekord auf.

Gerichtshalle.

× **Celle.** Die Marine-Intendantur in Wilhelmshaven hatte seinerzeit den Oberzahlmeister W. zum Schadenersatz verurteilt, weil er den Diebstahl der Schiffskasse an Bord S. M. S. „München" dadurch verschuldet haben soll, daß er an Land ging und in einem nichtverschlossenen Geheimfach seines Schreibtisches den Reserve-Kassenschlüssel liegen ließ. Das Oberlandesgericht, das sich jetzt mit dieser Angelegenheit zu beschäftigen hatte, erklärte den Oberzahlmeister gleichfalls für haftpflichtig und zwar mit Rücksicht auf die „grobe Fahrlässigkeit"; Kassenschlüssel dürfen nicht in einem unverschlossenen Fache liegen bleiben!

Zum 25jährigen Regierungsjubiläum des Prinz-Regenten Luitpold.

1) Residenzstadt München. 2) Der Prinz-Regent beim Regierungsantritt. 3) Der Prinz-Regent im Jubiläumsjahre. 4) Das Denkmal des Prinz-Regenten in seiner Geburtsstadt Würzburg. 5) Graf v. Crailsheim, ehem. Ministerpräsident. 6) Graf v. Podewils. 7) Das Kgl. Residenzschloß in München.



Am 10. Juni begeht der greise Prinz-Regent Luitpold, dessen neunzigster Geburtstag vor wenigen Wochen festlich gefeiert wurde, sein 25jähriges Regierungs-Jubiläum. Am 10. Juni 1886 hatte sich der Prinz entschlossen, die Zügel der Regierung aus den Händen des Königs Ludwig II. zu nehmen, dessen Krankheit in jenen Tagen ausgebrochen war. Als Abgesandter des neuen Prinz-Regenten ging der damalige Minister des Auswärtigen v. Crailsheim nach Schloß Hohenschwangau, um dem kranken König von der Einsetzung der Regentschaft Mitteilung zu machen. Bis zum Jahre 1903 blieb Crailsheim, der im Jahre 1901 in den Grafenstand erhoben wurde, an der Spitze der bayrischen Regierung. Ihm folgte dann der jetzige Ministerpräsident von Podewils, der anläßlich der Geburtstagsfeier im letzten März ebenfalls den Grafentitel erhalten hat. Diese beiden Ministerpräsidenten der Ära Luitpold haben unter der Leitung des Prinz-Regenten viel Gutes für Bayern gewirkt. Das Land ist seinem greisen Staatsoberhaupt für seine segensreiche Regierung tief dankbar. Davon zeugen auch die Denkmäler, die schon zu Lebzeiten des greisen Regenten sein Andenken verherrlichen. Der schöne Rundbau, den unsere Abbildung zeigt, ist das Denkmal des Prinz-Regenten in seiner Geburtsstadt Würzburg. Es ist ein Werk des Bildhauers Ferdinand v. Miller.

Berliner Humor vor Gericht.

„Wenn du was verloren hast, erkennst du erst den Wert." Als Prozeßgegner standen sich Herr Lorenz und Frau Günther vor dem Schöffengericht gegenüber. Lorenz hatte gegen Frau Günther einen Strafantrag gestellt, weil sie ihm das Gesicht zerkratzt und heftige Schimpfworte gegen ihn gebraucht hatte. Vorsitzender: Herr Lorenz hat ein ärztliches Attest eingereicht, nach dem er drei erhebliche Kratzwunden im Gesicht gehabt hat. Haben Sie ihm diese Verletzungen beigebracht? — Angeklagte Frau Günther: Eijentlich sollte det damals eene Backfeife werden. Da er aber eene Bewejung mit's Jesichte machte, erreichte ick ihm bloß noch mit die Fingerspitzen, wodurch ick ihm een bißchen mit die Fingernäjsel jeritzt habe. Det war nich halb so schlimm, als wie't mir jetzt ausjelegt wird. — Vors.: Sehr überzeugend klingt Ihre Darstellung nicht gerade. Ich begreife überhaupt nicht, wie sich eine anständige Frau soweit vergessen kann. — Angekl.: Wenn Sie mir erzählen lassen, wat er jejen mir besangen hat, denn is det durchaus nich so unbejreiflich. — Vors.: Selbstverständlich dürfen Sie hier alles anführen, was zu Ihrer Verteidigung dienen kann. Aber fassen Sie sich möglichst kurz. — Angekl.: Ick muß leider dabei eene peinliche Familienanjelejenheit erwähnen, indem mein Mann damals wejen unüberwindliche Meinungsverschiedenheiten mir ville Arjer machte. — Vors.: Ihre Ehe soll überhaupt nicht besonders glücklich sein. — Angekl.: Det bestreite ick janz entschieden. Unsre Differenzen waren nie nich so schlimm, det man von unglückliche Ehe reden kann. Allerdings hatte er stets die unanjenehme Eijenschaft, det er't immer nich insehen wollte, wenn er in't Unrecht war. Er behauptet denn janz stramm, ick hätte Unrecht. Na, und det laß' ick mir natürlich nich bieten. Um die damalijte Zeit war er besonders bockbeenig, und eenen scheenen Dags, nach eene heftije Aus'nanderjetzung, die wir jehabt hatten, war er verschwunden. I, denk ick, der is ja an't Brot jewöhnt und wird schon wiederkommen. Aber als er am zweeten Dage abends noch nich da war, wurde mir doch mulmig. Ick hatte jerade in die Küche eenen Vers jeheult, da klingelt et uff eenmal draußen. Et war Lorenz, nota Beene muß ick bemerken, det der Mann leider meinen Ollen sein besser Freund war, wat ick aber stets sehr unjern jeseh'n hab'. Det er mir nischt Jutet bringen würde, war mir sofort klar. „Frau Jünther," sochte er anscheinend janz jeknickt, „machen Sie sich uff eene sehr schlimme Botschaft jefaßt." — „Is er dot?!" schrie ick entsetzt. — „Wat ville Schlimmeret," meent er, „da lesen Se." — Er jab mir eenen Brief von meinen Mann, in dem mein Oller an Lorenz'n schrieb, det er't zu Hause bei den ollen Jankbeidel nich mehr aushalten könnte. Er befinde sich mit seine Juchendliebe, die er nie nich hätte verjessen können, uff dem Weje nach Amerika. Lorenz solle mir frachen, ob ick mit die Scheidung einverstanden wäre und den Bescheid nach Hamburj telejraphieren. — „Det is die schwarze Jretel" jammerte ick, ick hab' et ja immer jeahnt, det er mir hinterjeht!" Stantepeh wollte ick in' Landwehrkanal springen. Lorenz redete mir zu wie'n kranken Schimmel, ick konnte aber bloß mit halbem Ohre zuhören, denn so hab' ick in meinen janzen Leben noch nich jeweent wie damals. Eene Stunde lang machte er mir Vorwürfe, wat ick for een schlechter, zanksüchtijer Weib wäre, det an allet schuld hätte. Ick wurde dabei derartij schwach, det ick's selber jloobte. Als er mir so weit hatte, erbot er sich, mit den Nachtschnellzuge nach Hamburj zu fahren, um den Ollen von seinen unüberlejten Schritt abzuhalten. Meine Bitte, mir doch mitzunehmen, damit ick wenijstens die Juchendliebe abwärjen könnte, schluch er ab. Ick jloobe nich, hoher Jerichtshof, det Sie sich vorstellen können, wat ick for eene Nacht durchjemacht habe. Am andern Vormittach jing ick nach meinen Ollen seine Kneipe, wo er immer mit Lorenz'n hinloofen det. Ick dachte, villeicht hat mein Mann nach dahin ooch een Lebenszeichen von sich jejeben. Mir wundert bloß, det ick nich 'n Schlachanfall jekriejt hab', als ick dort intrat. Mein Oller saß nämlich quietschverjnügt bei 'ne jrohe Weiße und amüsierte sich über mein verstörtet Aussieh'n. — Vors.: Also hatte Ihnen Lorenz mit der angeblichen Flucht nach Amerika nur einen heilsamen Schrecken einjagen wollen? — Angekl.: Ja, wat sachen Se zu diese Jemeinheit! Um mir wat auszuwischen, hatten se die Komödje jemacht, mein Oller hatte zwee Nächte bei Lorenzen jeschla'en, der ooch dorsicher der Anstifter war. Na, ick hab' mir ja revangschiert. — Lorenz: Aber jeholfen hat det Mittel, sie is von die Zeit an verträglich jeworden. — Das Gericht erkannte gegen Frau Günther auf 50 Mk. Geldstrafe.

Buntes Allerlei.

Der Schwur der amerikanischen Schulkinder. In den Schulen der Ver. Staaten läßt man die Kinder folgenden Schwur ablegen, der dazu beitragen soll, gewisse Unarten zu bekämpfen: „Ich werde nie einen Baum zerstören und auch keinen Blumenstrauch; ich verspreche, nicht auf den Boden eines Straßenbahnwagens, der Klassenzimmer oder irgend eines andern öffentlichen Raumes, auch nicht auf die Fußsteige zu spucken; ich verpflichte mich, keine Gebäude zu beschädigen, ich werde niemals Papier oder irgend welchen andern unnützen Kram auf öffentliche Wege werfen, ich werde immer eine höfliche Sprache reden; ich werde die Vögel schützen, ich werde das Eigentum andrer schonen, wie ich wünschte, daß mein Eigentum geschützt würde und ich verspreche überdies, ein aufrichtiger und treuer Bürger zu sein."

△ **Ländlich — sittlich.** Ein Tourist war nach einem ganz abgelegenen schottischen Dörfchen gekommen, das außerordentlich schön gelegen war und ihm sehr gefiel. Er beschloß, dort auf einige Wochen Aufenthalt zu nehmen und machte auch mit einiger Mühe ein passendes Logis ausfindig. Am ersten Morgen, als er gerade mit der Toilette fertig war, klopfte es an seine Tür und die Stimme seiner Wirtin stellte die ziemlich ungewöhnliche Frage, ob er sich gewaschen habe. „Jawohl," erwiderte der Fremde, „warum denn?" — „Weil ich jetzt," gab sie gelassen zurück, „einen Pudding zu Mittag machen möchte, und dazu brauche ich das Becken!"

Nach Beratung mit dem Regimentschef und ausführlichem Bericht an den Brigadekommandeur wurde Sebastian Klingelhuber aus dem Militärdienste entlassen, nachdem diverse Ärzte einstimmig bestätigten, daß der pp. Klingelhuber an einer krankhaften Schwäche bezüglich des Scharfschießens leide. Keiner war froher, wie Feldwebel Käsebein, als der Unglückswurm die Kaserne auf Nimmerwiedersehen verließ und mittels Militärfahrscheines franko in seine heimischen Berge gesandt wurde, wo er wieder als Gutsbauer arbeiten wollte.

Zwei Jahre waren vergangen. Feldwebel Käsebein hatte den Abschied genommen und fuhr mit seiner Frau und seinem Knaben in seine neue Heimat, ein mittleres Dorf im bayrischen Hochgebirge, allwo er zum Schutze der Einwohner den Posten eines Gendarmeriewachtmeisters übernahm. Käsebein fühlte sich in seinem neuen Berufe außerordentlich wohl; die Einwohner der Gegend waren biedere Leute, die im Frieden ihre Maßkrüge leerten und nur ab und zu, wenn sie des Guten zu viel getan hatten, zum Messer oder Krug griffen, um sich gegenseitig zünftig zu bearbeiten, bis der Gendarm oder der stämmige Wirt die Streitenden auseinander trieben.

Der Sommer war gekommen und mit ihm die seligen Zeiten der Kirchweih. Bei dem Worte Kirchweih klopft das Herz eines jeden Bauernburschen schneller; heißt es doch dann, den Stutzen in Stand zu setzen, um auf dem Schießstand seinen Mann zu stellen, von den leiblichen Genüssen gar nicht zu reden. Und dann die Dirndeln, das Schuhplatteln und das Bussel! Die Reihenfolge der Kirchweihfeste ist genau für die einzelnen Dörfer festgesetzt, damit niemand zu kurz kommt und sich die Bewohner der verschiedenen Orte zu ihren Festen gegenseitig besuchen können.

In Wiesental, dem Wohnorte des ehemaligen Feldwebels Käsebein, war also am nächsten Sonntag Kirchweih. In den Wirtschaften wurde diese Tatsache schon wochenlang vorher eifrig erörtert, über das Arrangement, das übrigens jedes Jahr dasselbe war, hin und her debattiert und über die Aussichten des diesjährigen Schützenkönigs gesprochen. Die meisten meinten, daß doch wieder der „Pulversepp" aus Rotenstein den Sieg davontragen würde, denn einen besseren Schützen gäbe es weit und breit nicht.

Dem Gendarmeriewachtmeister Käsebein konnte es ziemlich gleich sein, wer den besten Schuß auf die Königsscheibe abgab, er kannte ja die Leute aus den Nachbartälern noch nicht.

Der Tag der Kirchweih war gekommen, schon früh am Morgen des Sonntags war alles auf den Beinen. In der Wirtschaft zur „Gamsfeder" standen umfangreiche „Bierbanzen", die des ebenso umfangreichen Darstes der Festgäste harrten, alles war mit Tannengrün und bunten Fahnen und Bändern geschmückt. Die Musikanten spielten ihren ersten Marsch zum Empfang der Gäste.

Käsebein hatte seine Sonntagsuniform angelegt und sich mit Frau und Kind unter der Laube am Eingange zum Wirtshaus behaglich niedergelassen. Da kam auch wieder ein Zug junger Burschen aus einem Nachbardorfe an. Voran ein schmucker Kerl, mit gebräuntem Gesicht; die kleidsame Gebirgstracht mit Nagelschuhen, ledernen Kniehosen und kurzem Jackett stand ihm ausgezeichnet, den Stutzen hatte er über die Schulter gehängt. Beim Anblick des Burschen war Käsebein aufgesprungen und sah durch die Spalten der Laube scharf zu ihm hinüber.

„Alle Wetter!" meinte er zu seiner Frau, „das ist ja der Klingelhuber, weißt du, der damals entlassen wurde."

Als gerade der Wirt mit einem frischen Kruge herankam, zog er ihn beiseite und fragte ihn wegen des Burschen aus. Zu seinem Erstaunen erfuhr er, daß dieser Sebastian Klingelhuber der beste Schütze weit und breit sei und wohl auch heute wieder als Schützenkönig ausgerufen werden würde.

Keines Wortes mächtig, sank Käsebein auf die Holzbank und zog sich dann vorsichtig aus der Laube zurück, um mit Weib und Kind schleunigst sein Heim zu erreichen, denn er hätte es nicht verwinden können, diesem Pulversepp alias Sebastian Klingelhuber zu begegnen und sich auf diese Weise zu blamieren, denn Klingelhuber konnte schießen und hatte ihn und seine Vorgesetzten in meisterhafter Weise getäuscht, nur um sich der Strenge des Soldatenlebens zu entziehen.

Ende.

⊙ **Tiere, die rauchen.** Die Tiere, so schreibt eine französische Wochenschrift, sind wie die Menschen; wenn man sie bei ihren Schwächen packt, kann man alles mit ihnen machen. Es wird viele überraschen, zu hören, daß das Kamel und das Dromedar eine besondere Vorliebe für den Duft des Tabaks haben, sie sind leidenschaftliche Raucher. Wenn sie erst die ein wenig narkotisierende Wirkung des Tabaks spüren, sind sie fügsam und gelehrig. In Nordafrika kennen die Eingeborenen die Schwäche der Kamele sehr gut und wissen sie auch klug auszunützen. Die Kamelführer, die mit ihren Tieren weite Strecken zurücklegen müssen, benutzen einfach den Tabak, um gehorsame Tiere gefügig zu machen. Sie besitzen dazu ein besonderes Gerät, eine Art kleines dreieckiges Brett, in dessen Mitte sich eine kleine Öffnung befindet. Das dreieckige Brettchen wird am Maule des Kameles befestigt, man entzündet die Zigarre und steckt sie dann in die kleine Öffnung des Brettes. Das Kamel beginnt dann zu rauchen; es stößt den Rauch durch die Nase wieder aus und zeigt dabei alle Zeichen vollkommenen Wohlbehagens. Es ist ein merkwürdiger Anblick, zu beobachten, wie die mächtigen Tiere dabei mit der genießerischen Ruhe eines Kenners die Augen schließen und rauchen, bis die Zigarre zu Ende ist. Das dauert freilich nicht lange, denn das Kamel hat einen guten Zug und raucht eine Zigarre in wenigen Minuten auf. Ein Reisender erzählt, daß ein Kamel auf einer Reise durch den Süden der Sahara durchschnittlich 25 Zigarren am Tage geraucht habe und durch diesen Genuß immer wieder arbeitswillig geworden sei. xo.